

Birgit Jeggler-Merz

## Von der pyramidalen Struktur gottesdienstlichen Feierns Ein Plädoyer für die Wiedergewinnung der Vielfalt gottesdienstlichen Lebens

Noch in den 50iger und 60iger Jahren nahm der katholische Christ mit einer aus heutiger Sicht beneidenswerten Selbstverständlichkeit und Unbefangenheit an der Liturgie der Kirche teil; ja, das gottesdienstliche Tun der Kirche in seinen vielfältigen Formen (sehen wir hier einmal davon ab, was vor dem Konzil streng genommen unter „Liturgie“ gefasst wurde) war oft kaum hinterfragter, integraler Bestandteil des Lebens der Menschen.<sup>1</sup> Nicht nur, dass man am Sonntag der Messe „beiwohnte“ oder die Messe „hörte“, wie entsprechend dem vorvatikanischen Verständnis der Sprachgebrauch war, sondern der gesamte Alltag war durchzogen von rituellen, quasi „gottesdienstlichen“ Handlungen: Der Engel des Herrn zum Geläut der Kirchenglocken zur Mittagszeit, das Rosenkranzgebet in der Familie oder Hausgemeinschaft, der „Herrgottswinkel“ in der guten Stube, der zum kurzen Bitt- oder Dankgebet einlud, eine Vielzahl unterschiedlicher Andachten, zu denen man (meist allerdings frau) zusammenkam usw. Alle Facetten des täglichen Lebens, alle Vorkommnisse im Jahreslauf und alles Auf und Ab im Miteinander der Generationen wurde im Licht der Frohen Botschaft gedeutet.

Heute sind viele dieser Formen aber verloren gegangen. Wenn katholische Christen zusammenkommen, wird vorrangig Eucharistie gefeiert – werktags wie sonntags. Immer noch – trotz sinkender Priesterzahlen und Seelsorgeeinheiten. Für die meisten Christen ist die Eucharistie die einzige gottesdienstliche Form, die ihnen durch eigenes Mitfeiern bekannt ist. Dies schlägt sich auch in unserer Sprache nieder: Landläufig ist mit dem Terminus „Gottesdienst“ die „Messfeier“ bezeichnet, wird eine andere Form gefeiert, dann wird sie entsprechend qualifiziert als „Wort-Gottes-Feier“, „Frühschicht“ oder „Vesper“. Es ist auch so, dass die häufige, möglichst tägliche Feier der Eucharistie (immer noch) als ein hohes Ideal für das Priesterleben und auch für das Leben der Gemeinde angesehen wird – auch von denen, die recht unregelmäßig mitfeiern. Die (aufgrund der Priesterzahlen notwendigen) Einschränkungen der letzten Jahre werden als Mangel erlebt, der nicht so einfach kompensiert werden kann. Mit was auch? Es sagt sich leicht, feiert doch einfach die Laudes, wenn kein Priester da ist. Oder eine Andacht aus dem Gotteslob. Über Jahre, Jahrzehnte hinweg wurden Gottesdienste neben der Feier der Eucharistie als „Ersatzformen“ oder als etwas „Zusätzliches“, aber nicht als das „Eigentliche“ propagiert. Die bekannte Rede „Das ist ja nur ein Wortgottesdienst“ kommt nicht von ungefähr. Aus den Gemeinden ist daher der Vorwurf zu hören, dass sich der früheren Vielfalt doch nur erinnert werde, weil die Priester nicht mehr ausreichten. Ist das aber wirklich so?

Unbestritten ist die Eucharistie Zentrum und Höhepunkt des ganzen gottesdienstlichen Feierns, genauer: des gesamten christlichen Lebens. Aber man muss sich wohl auch angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen fragen, ob es richtig sein kann, sich immer im Zentrum aufzuhalten, immer die Hochform zu feiern. In der pastoralen Praxis scheint die Wiederentdeckung der Vielfalt gottesdienstlicher Formen ihren Grund in der schwindenden Zahl der Priester zu haben, theologisch gesehen ist das aber nicht so. Es bedarf der Vielfalt gottesdienstlichen Lebens gerade weil es um den Menschen geht. Hören wir einen Kundigen:

*„Es ist ein großer Schaden, dass das religiöse Bewusstsein der meisten katholischen Christen nur noch die Eucharistiefeier als ‚Liturgie‘ kennt. Darin scheinen sich die Gottesdienste zu erschöpfen. Aber, wer auch nur ein wenig von der Geschichte der Kirche und der Geschichte der Liturgie der Kirche kennt, weiß, dass die liturgischen Handlungen um vieles reicher und miteinander nicht austauschbar sind. Und das muss auch so sein. Denn Liturgie muss sich höchst differenziert zeigen, muss sie doch Tun des Menschen sein können, des Menschen, der so vielfältig gestimmt ist, der hört, der fragt, der sich freut und singt, aber auch tief traurig ist, bis zur Verzweiflung, weil er keinen Weg*

*in eine lohnende Zukunft sehen mag, der verstummt, der sich von den Erfahrenen, den Weisen und Klugen das Wort der befreienden, öffnenden Sprache geben lassen muss, des Menschen, der dann doch auch mal jubelt, dankt, Gott die Ehre gibt, der Partner Gottes in dieser Welt und kraft des Glaubens und der Taufe dann jener ist, der mit Jesus dem Christus den Tod erleidet und mit Christus durch die Gabe des Geistes der Errettete ist und so Gott die Ehre gibt und von Gott wieder so ernst genommen ist, dass er an Gottes Leben, Handeln und Ruhen, an Gott selbst, Anteil erhält. Die Gelegenheiten, wo solches geschieht – wenn die Gemeinden der Christen es üben -, die fasst das Kunstwort Liturgie zusammen.<sup>2</sup>*

Als „Schaden“ bezeichnet Angelus A. Häußling das, was für viele „normal“ ist: Alle Bedürfnisse, alle Sorgen und Nöte, Freuden und aller Unbill muss in dieser einen Gottesdienstform „Eucharistie“ Platz finden. Wir sind dies schon so gewohnt, dass es kaum mehr auffällt. Wie ist aber der Zusammenhang theologisch zu fassen?

Man kann den Aufbau des gottesdienstlichen Lebens einer Gemeinde mit einer Pyramide vergleichen:



An der Spitze des Feierns, als Gipfel und Höhepunkt, steht die sonntägliche (!) Eucharistiefeier als die Feier des Wochenosterns. Im Zusammenhang mit dieser Feier sind die Feiern der Taufe und der Firmung zu sehen; erst sie machen die einzelnen Menschen zu Gliedern der Gemeinschaft Kirche. Die übrigen Sakramentenfeiern entfalten sich auf dieser Grundlage. Das Schaubild verdeutlicht ein Weiteres: Die Feier der Eucharistie fußt auf einem Schatz an Gottesdiensten, die im Leben der Kirche einen ganz unterschiedlichen Platz einnehmen. Wir sehen an dem Bild, das die Spitze der Pyramide zu wanken beginnt, wenn ihm die Fundamente entzogen werden. Es bedarf einer Vielzahl von anderen gottesdienstlichen Formen und Feiern, um den Gipfel erhalten und ihn als solchen erfahren zu können. Erst das Gesamt der gottesdienstlichen Feiern lässt das Leben der Kirche zu einem runden Ganzen werden und die sonntägliche Eucharistie auch tatsächlich als Höhepunkt allen gemeindlichen Tuns aufschneiden (SC 10, LG 11).

Vielleicht ist gerade in dieser glaubenfernen Zeit der eingangs beschriebene Mangel als Chance zu begreifen, sich der Vielfalt zu erinnern und entsprechend der Zeichen der Zeit darüber hinaus auch neue Gottesdienstformen zu entwickeln. Es bedarf der Entwicklung einer gottesdienstlichen Feiernkultur, die dem Bedürfnis des Menschen nach gottesdienstlicher Gestaltung seiner Zeit und seines Lebens gerecht wird.

<sup>1</sup> Vgl. dazu Karl Gabriel, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne. Freiburg u.a., 6. Aufl. 1998, z.B. 106.

<sup>2</sup> Angelus A. Häußling, Hunger nach Gott in der Liturgie, in: Erbe und Auftrag 76.2000, (95-106) 98.